

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

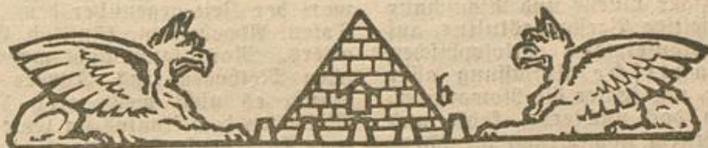
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

28.3.1926 (No. 13)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 13



28. März 1926

Hans Kinkel / „Der Junge Mann“ von Gustav Mittelstraß.

Für viele junge Menschen ein einschneidender Augenblick in ihrem Leben: die Schule, die über ein Jahrzehnt ihrem Lebenslauf geregelte Bahn, Inhalt, Richtung gegeben, die die Welt war, mit der sie sich in irgend einer Form auseinandersetzen hatten in den Jahren ihres Werdens und ihrer Entwicklung, sie entläßt sie jetzt in das Leben, wo sie nunmehr ihren eigenen Weg zu gehen haben, selbständig Verantwortung übernehmen und tragen müssen für ihr Tun und Lassen, wo Kräfte, die Erziehung und Schule gewendet, sich werden bewähren müssen. Das Leben lockt. Goethe hat es uns vorbildlich in Dichtung und Wahrheit geschildert, wie er zum ersten Male hinauszog voller Hoffnungen und Erwartungen, um als junger Student zum ersten Mal die akademische Freiheit in Leipzig zu genießen: „So lösen sich in gewissen Epochen Kinder von Eltern — los, und ein solcher Versuch, sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen Selbst zu leben, er gelinge oder nicht, ist immer dem Willen der Natur gemäß.“ Wie nun des Lebens Herr werden und es meistern? Es steht der junge Mensch noch nicht da, wo späterer am Leben gereifter Einsicht die Serie entquellen:

— — — — — und aller Wille,
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,

Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Junge will der Mensch des eigenen Schicksals Schmiech und Meißer werden und er sucht nach Wegen, dieses sein Leben zu gestalten. Aus diesem Geiste heraus, dem Geiste jugendlichen Wollens, gegründet auf der frohen Gläubigkeit, daß irgendwo und irgendwie das Leben schön sein müsse, und daß es sich lohne, mit ihm zu ringen und es sich zu gestalten, ist das Buch von Gustav Mittelstraß herausgewachsen, das eben im richtigen Augenblick der Verlag (Rudolf Mosse, Berlin) vorlegt: „Der Junge Mann. Wege zur Lebensgestaltung.“

Eine stattliche Anzahl Mitarbeiter hat sich zusammengetan, um zusammen mit dem Herausgeber in einer Reihe von Aufsätzen „dem jungen Manne Wege zu zeigen zur Gestaltung seines Lebens“. Nicht zufällig sind sie aneinander gereiht, „was sie bindet, ist eine gemeinsame Gesinnung“. Und die Gesinnung erwächst aus der Lebensstimmung jener jüngeren Generationen, wie sie sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus der Jugendbewegung heraus entfaltet hat mit ihrem stürmischen Zurückbegehren nach allem Naturhaften und Ursprünglichen, wodurch Jugend sich immer und immer wieder zu erneuern trachtet. Hier sprechen keine Alten zu einem jüngeren Geschlecht. Hier sprechen die Jungen selbst, die jetzt schon als die ersten in führenden Stellungen sind und die ihren jungen Freunden, denen sie sich nah verwandt fühlen, die brüderliche Hand helfend reichen möchten.

Wie ganz anders zieht der junge Mensch heute in die Welt hinaus, als dies vor einem Menschenalter, etwa noch vor 25 Jahren, der Fall war. An Stelle des alten konventionellen Ideales, etwa des Verbindungsstudenten, tritt hier das Bild einer ringenden, suchenden Jugend, die ausgetretene Wege verläßt, um sich eigene seelische Werte zu schaffen, um so den Weg zu sich selbst zu finden, einer deutschen Jugend, die wieder zur deutschen Seele zurück will, die sie draußen beim Wandern und auf Reisen, in

Büchern und Bildern (Aufsätze von G. Mittelstraß) oder in einem neuen persönlichen Verhältnis zu der durch den Beruf gestellten Lebensaufgabe zu finden sucht. So steht programmatisch Adolf Friedrichs (Prof. an der Techn. Hochschule hier) Aufsatz „Beruf“ mit an erster Stelle in diesem Buch. „Leben ist Kraft! Kraft aber drängt zur Auswirkung in immer größerer Reinheit und Klarheit.“ „Idealismus im Blut, Realismus in den Knochen“ ist das Leitmotiv, ob die Aufsätze vom Universitätsstudium handeln (H. Mittag) oder vom Studium der Technik (H. Speiser), oder vom Handwerk (W. Schulz) oder von der Landwirtschaft (W. Seifritz). So sucht R. Baurichter die Kräfte der Wirtschaft zu schildern, um zu zeigen, wie Wirklichkeitsstimm und Idealismus sich durchdringen müssen. Und weiter muß der junge Staatsbürger sich mit den an ihn herantretenden Fragen von Volk, Staat, Gesetz und Recht (H. Anders, Karlsruhe), und Konvention und Gesellschaft (G. Mittelstraß) auseinandersetzen, um im Gesetz nicht den ärgerlichen Zwang zu erblicken, gegen den man rebelliert, sondern die notwendige Lebensform, die wir anerkennen, um zur wahren, inneren Freiheit zu gelangen. Die Abhandlungen bleiben nirgends im Theoretischen stehen, sondern suchen nach lebendiger Fühlung mit dem jungen Menschen. Ganz besonders auch da, wo sie ihm Wege zu einer persönlichen Stellungnahme zu Fragen der Kunst (W. Sappert, Karlsruhe, Rudolf S. W. Mirbt) zeigen wollen, wobei ästhetisierende, wie historisierende Betrachtungsweise vermieden wird, in dem Bestreben, statt über Kunst zu reden, zum inneren Erleben und tieferen Verständnis des Kunstwerkes die Seele empfänglich zu machen. Charakteristisch ist die stark anti-intellektualistische Einstellung, die durch den größten Teil des Buches hindurchgeht, die als Rückschlag auf die einseitig verstandesmäßige und utilitaristische Einstellung der früheren Generationen nur alle emotionalen Kräfte der Seele wecken möchte, um den ganzen Menschen, die ganze Seele mit all ihrem Wünschen, Wollen, Fühlen, Sehnen zu fassen und ihren Durst nach lebendigem Trant, den reines Wissen nicht geben kann, zu stillen. Das Irrationale wird wieder anerkannt, daneben aber durch einen starken, bewußt gepflegten Wirklichkeitsstimm romantisch krankhaftes Schwärmen vermieden, um so ein starkes Geschlecht zu erziehen, das im Kampfe ums Dasein seinen Mann stellt, ohne seelisch dabei zu verflachen oder zu verkümmern. Das ist das Ideal, das den Verfassern vor Augen stand. Es verzieht sich von selbst, daß dabei auch die Frage der körperlichen Erhaltung nicht fehlen durfte nach dem alten Grundsatz: mens sana in corpore sano. Ein berufener Vertreter, E. Neuenborff, Direktor der preuß. Hochschule für Leibesübungen in Spandau, ist es, der über den Geist moderner Leibesübungen spricht. Das alte Turnen Johns scheint freilich heute abgetan zu sein, und es mag doch bedenklich stimmen, wenn eine auf diesem Gebiet führende Persönlichkeit sagen darf: „den Körper also dem Geiste unterordnen, das ist der eigentliche Zweck dieses veralteten Turnens“. Man wird vielleicht mit noch manchem anderen, was das Buch enthält, nicht unbedingt einverstanden sein, der einmal eingenommene Standpunkt wird indes folgerichtig durchgeführt.

Das Buch schließt mit einem Aufsatz über Philosophie (Ch. Caselmann, Karlsruhe), um dem jungen Menschen Mittel und Wege zu zeigen, daß er sich zurechtfinden lerne in dem Labyrinth dieser höchsten und königlichen Wissenschaft, die ihn zu den letzten

Fragen und letzten Grundlagen seines Seins im bewußten Denken hinführt. Die neue Generation will wieder bekennen: „Haben wir den Mut zur Ethik und hüten wir uns vor Moral.“ (Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers folgt hierunter das Kernstück der vortrefflichen Caselmannschen Ausführungen. Die Schriftleitung.) Und so geht in der Tat auch ein religiöser Unterton durch das Buch hindurch, der sich von kirchlich-konfessioneller Bindung freigibt. „Wir wollen nach Gott schreien“, so ruft es aus der Jugend heraus.

Neben den Arbeiten der zeitgenössischen Verfasser stehen Sprüche von Goethe, Kant, Rückert, Jean Paul, Fichte, Nietzsche

usw., Verse von Heibel und Storm, ein Abschnitt aus den prachtvollen Erinnerungen von C. Schurz: „Vom Gymnasium zur Universität“ und Ludwig Kbbigers Feuerrede beim Wartburgfest 1817. Um der Toten zu gedenken, wurde Bindings weithellige Totenseier in dem Buche aufgenommen. 45 Zeichnungen sind von der gewandten Hand Otto Schoffs im Texte verstreut, vielleicht etwas zu routiniert und zu skizzenhaft für den Geist des Buches.

Aus jugendlichem Empfinden für die Jugend geschrieben, so möge es manchem Richtung und Wege weisen, der nun hinauszieht in die leuchtenden Fernen des Lebens.

Chr. Caselmann / Warum Philosophie?

Weder die Gleichgültigkeit noch der bloße „gesunde Menschenverstand“ kommt bei der Auseinandersetzung mit den vom Leben gestellten unausweichlichen Fragen ohne eindringendes philosophisches Denken aus. Aber gibt es nicht noch andere Kräfte? In der Tat sehen wir solche gerade in der Gegenwart und besonders wieder in der Jugend lebendig. Auf den übersteigerten Rationalismus oder Intellektualismus, wie man die einseitige Bevorzugung des Verstandes als einziger Quelle und Richtschnur in allen Fragen nennt, auf diese einseitige Verstandeskultur, auf die mechanistische Zeit mit ihrem Ausläufer, dem philosophischen Materialismus, ist nun eine romantische Auffassung aller Dinge getreten: wie der junge Goethe, wie später die Romantiker, die Tieck, Novalis, Brentano, gegen das nüchterne, kahle und flache Zeitalter der Aufklärung in Sturm und Drang die schäumende Jugend, das „heilig glühende Herz“ setzten, wie sie statt klarer Begriffe und Worte nur das urmächtige Gefühl, statt klarer Formen nur den rauschenden Strom der alle Regeldämme sprengenden Begeisterung gelten ließen — so tun es auch heute weite Kreise, und gerade die führenden des jungen Geschlechts. Nach einem Jahrhundert exakten, naturwissenschaftlichen Denkens, das nur das mit den Sinnen Wahrnehmbare gelten ließ und mit dem logischen Verstand erschloß, das so vorher ungeahnte Triumphe der Naturerklärung durch die Wissenschaft und der Naturbeherrschung durch die Technik feierte, nach all dem erleben wir heute auf allen Gebieten, auch der Wissenschaft selbst, ein elementares Durchbrechen der so lange vernachlässigten Gefühlsmächte, die man als Rückständigkeit verachtete und bestenfalls als zwar unnütigen, aber an Feiertagen angenehmen Schmuck des Lebens hatte gelten lassen, denen man aber nie einen weltgestaltenden, wesentlichen Einfluß gestattet hatte.

All diese Kräfte der Phantasie, des Gefühls, des Willens, die innere Sehnsucht nach der Zusammenfassung und Einheit der von dem Verstand so zerlegten Welt sind hervorgebrochen und durchdringen die Gebiete, die — so schien es — der lichten Vernunft endgültig von dem Geist der Neuzeit erobert waren. Wenn wir heute in einer Familienzeitschrift, der „Gartenlaube“, die jahrzehntelang eine Vorkämpferin eben jener oben geschilderten, verstandesnüchternen, naturwissenschaftlich gefärbten Aufklärung war, einen Aufsatz lesen, in dem ernsthaft die Möglichkeiten der Astrologie (Sterndeutung), die Wirkung kosmischer (aus dem Weltall kommender) Einflüsse auf das Menschenleben erörtert werden, so ist das ein Zeichen für den ungeheuren geistigen Umschwung. In allen Zweigen der Wissenschaft, wo nur Tatsachen, messbar und zählbar, etwas galten, sehen wir heute, wie man, getrieben von der Sehnsucht nach letzter Wirklichkeit, tiefer gräbt; man sucht überall nach einem tieferen Sinn und Zusammenhang, man glaubt nicht mehr, daß die Welt sich in dem erschöpft, was wir an der Oberfläche wahrnehmen. In der evangelischen Theologie zum Beispiel ist heute die religionsgeschichtliche Forschung, die aus der Ueberlieferung mit dem scharfen Messer der Kritik den nackten Tatsachenkern herauszuschälen sich bemühte, in den Hintergrund getreten. Man fragt nicht mehr: „Wie war es? Unter welchen geschichtlichen Bedingungen entstanden die Briefe des Apostels Paulus?“ Heute lautet die Frage: „Was bedeutet diese Ueberlieferung für uns? Was haben die Briefe des Apostels uns zu sagen?“ Ähnlich ist es in der Literaturwissenschaft. Auch hier legt man heute nicht mehr das Hauptgewicht darauf, alle biographischen Einzelheiten aufzuzählen, dem Leben eines Dichters von Tag zu Tag geschichtlich nachzuforschen. Man fragt auch hier mehr nach dem Geist, der aus dem Kunstwerk spricht. Man sucht die Seelenhintergründe des Künstlers zu erschellen; aber nicht in erster Linie auf eine Bestandaufnahme des Seelenbildes des Künstlers kommt es bei diesem Forschen an, sondern man sucht auch hier Zusammenhänge mit unserer inneren Lage; man fragt auch hier: „Was hat das Kunstwerk uns Heutigen zu sagen?“ Ebenso haben sich die Naturwissenschaften gewandelt. Sie sehen nicht nur auf die Oberflächenveränderungen und suchen sie mechanisch zu erklären, sondern sie suchen Prinzipien, Tendenzen, Kräfte, die hinter den Erscheinungen liegen. So kommt in der Biologie, der Wissenschaft von der Entstehung und Entwicklung alles Lebens, wieder eine Aufklärung zutage, die die rein mechanistisch-materialistische Erklärungswelt als unzureichend ablehnt und von der Eigengesetzlichkeit der nicht mechanisch erklärbaren Lebenskräfte überzeugt ist — der sogenannte Neo-Vitalismus. In der Medizin sehen wir, wie

seelische Vorgänge des Unterbewußtseins (Psychoanalyse) zur Erklärung von allerhand Krankheiten in einem früher für unerhörte gehaltenen Maße herangezogen wurden; wir finden auch in dieser Wissenschaft an Stelle zerlegenden Spezialistentums das Streben nach Zusammenschau, nach organischem Zusammenhang alles Körperlichen und seelischen Geschehens. „Organisch“, d. h. das Gewachsene, das lebendig Zusammenhängende, ist das Schlagwort der Zeit gegenüber dem „Mechanischen“, d. h. dem Starren, Toten, Abgehakten, künstlich Gemachten, des abgelaufenen Zeitalters. Man glaubt nicht mehr, daß man mit exakten, mechanistischen Methoden „ins Innere der Natur“ dringen kann, man glaubt es nicht mehr, trotz der ungeheuren Erfolge, die diese Methoden doch fraglos im letzten Jahrhundert hatten. Man greift zur Anthroposophie, zur Theosophie, ja zum Okkultismus und Spiritismus, um hinter die Geheimnisse der Welt zu kommen; man glaubt wieder an viele Dinge im Himmel und auf Erden, von der sich unsere Schulweisheit nichts träumen ließ. Ein starker Zug nach dem Ueberfünftlichen, dem Metaphysischen, geht durch die Zeit, ein Geist des gefühlvollen Ueberflusses, ein Aushauch der Begeisterung. So hofft man — nicht mit der als „Schulweisheit“ wieder abgetanen, viel zu nüchternen Philosophie — endlich weiter zu kommen. Das Suchen und Sehnen, das aller Philosophie von jeher zugrunde lag, ist da; man verachtet aber die bisherigen rationalen Methoden.

Wenn heute der junge Mensch, der zum Bewußtsein seiner selbst erwacht ist, sich fragt: „Wer bin ich, was ist mein Wesen?“, so begnügt er sich nicht mit den Antworten, die seinen Körper und das, was er seinen Geist und seine Seele nennt, in bewegte Moleküle, in Nervenstränge und Ganglien auflösen, er will sich nicht zerlegt sehen, will nicht wissen, wie alles enthanden ist — ahnt er doch, daß dies Zerlegen eben das nie beantwortet kann, was er eigentlich wissen will, nämlich, was der Sinn, die Bedeutung seines Daseins ist. Und wenn dann hinter der Frage nach dem „Ich“ die Frage nach dem „Du“ kommt, die Frage nach dem „Anderen“, der Welt, den Mitmenschen, nach ihrer Bedeutung für das Ich und von da die Frage nach dem Lebensplan*) — und jeden denkenden jungen Menschen bewegen solche Fragen —, so genügen heute nicht mehr die mechanistischen oder materialistischen wissenschaftlichen Erklärungen; sie können gar nicht genügen, weil sie den Kern der Frage gar nicht zu fassen imstande sind; denn „Sinn“ und „Bedeutung“ sind nichts „Exaktes“. Da wirft dann, wie es immer zu geschehen pflegt, der Suchende mit dem Unbrauchbaren, den materialistischen Methoden, auch alles, was auf Grund des Verstandes beantwortet werden kann, weg; alle exakten Begriffe sind ihm verdächtig: „Gefühl ist alles!“ „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen...“ Und gerade die deutsche Jugend, die sich die deutsche Heimat und Natur wieder erwandert hat, die ein ganz enges inneres Verhältnis zur Natur hat, die auf den Waldwiesen beim Mondenschein Reigen tanzt und auf verfallenen Burgen die alten Volkslieder zum Lantenschlag ertönen läßt, die alle künstliche, steife, nüchtern-vernünftige Zivilisation verachtet — das Herz dieser Jugend ist voller Naturgefühl, Schwärmerei und Begeisterung. Logische Untersuchungen sind ihr nur Pedanterie alter Schulmeister, die nichts fördern. Sie fragt nicht das Hirn, sondern das Herz; sie braucht — so meint sie — nur in den eigenen vollen Busen zu greifen, um hier die Antwort zu hören; ja, sie braucht gar nicht lange erst zu fragen und zu suchen; das volle Herz, die innere Stimme, der Aushauch der Begeisterung, soll ihr den Weg weisen.

Kühn greift so das heutige Geschlecht mitten hinein in die metaphysischen Fragen. Treibend dabei ist aber nicht so sehr der Erkenntnisdrang, der in intellektuellen Zeitaltern vorherrschte, als der Drang des Willens zur Tat. Man sucht einen festen Boden zum praktischen Handeln, aber diese Handlungen sind alle Handlungen der Begeisterung. Aus leidenschaftlicher Inbrunnengeboren, haben sie alle einen meist unbewußt religiösen Zug. Gräbelnder Verstand und tatkräftig handelnder Wille sind immer schwer miteinander vereinbar. Und so ist es klar, daß ein Geschlecht, das in gefühlvoller Trunkenheit oder im entschlossenen praktischen Handeln sein Ideal sieht, sich ebenso von der Philosophie abwendet, obwohl es wie die Gleichgültigen und die verstandesnüchternen Realisten deren Ziel bejaht.

*) Prof. Schlemmer: „Jugendliches in der Philosophie und Philosophie in der Jugend“, Berlin, 1925, S. 7.

Aber läßt sich diese Ablehnung der Philosophie wirklich durchführen? Auch hier müssen wir wieder auf die Auseinandersetzung mit den realen Lebensmächten: Gesellschaft, Staat, Wirtschaft, Geisteskultur hinweisen und fragen: Gibt es eine Auseinandersetzung, gibt es befriedigende Antworten auf die Fragen des Lebens ohne gründliches systematisches Durchdenken eben dieser Fragen? Ist das möglich ohne Philosophie? Oder ist hier doch das innere Gefühl, der seelische Instinkt, ein besserer Führer? Ja, wenn du dir die seelische Instinktheit eines Goethe vertraust! Und hat es nicht selbst Goethe für gut und nötig befunden, sich in das philosophische System Spinozas zu vertiefen? — Wie rasch verfliegt der Rausch der Begeisterung, die Gefühlseligkeit! Und wie schwer ist es, aus einer Stimmung heraus brauchbare Antworten auf die oft nüchternen und harten, postelosen Fragen, etwa der Politik oder der Wirtschaft, zu geben! Gibt es nicht auch eine Verworrenheit des Gefühls? Gehört nicht der rechnende logische Verstand auch zu den Kräften des Menschen, die sich gar nicht ausschalten lassen?

Vielleicht wird uns diese Verschlingung von Gefühl und Verstand und die Möglichkeit einer Lösung, die Notwendigkeit und Möglichkeit des philosophischen Denkens überhaupt, klarer, wenn wir eine von den realen, unausweichlichen Mächten des Lebens herausgreifen, die wir bisher kaum gestreift haben: die Kirche. Mit voller Ueberlegung sagen wir hier „Kirche“ und nicht bloß „Christentum“ oder „Religion“. Religion heißt für unser Abendland eben Christentum. Daran wird auch das starke Eindringen östlicher Gedanken (Tagore, Renjering, Gandhi usw.) nichts ändern. Für den Katholiken gibt es aber außerhalb der Kirche eigentlich kein Christentum; für den Protestanten liegt die Sache eigentlich zwar anders; er kann sehr wohl an ein über- und außerkirchliches Christentum glauben. Aber praktisch liegt es heute doch so, daß — nach einem Ausdruck Harnacks — das religiöse Leben in Deutschland „immer noch innerhalb der Rinde der Konfessionen wächst“. Noch heute sind 98 Prozent aller Deutschen Mitglieder der beiden großen Konfessionen, der evangelischen und der katholischen Kirche. Und diese Kirchen mit ihrem Glauben, ihren Bräuchen, ihrer sittlichen Einwirkung, spielen im Volksleben doch eine viel größere Rolle, als mancher kirchlich Gleichgültige glauben möchte, wenn auch die mittelalterliche Herrenstellung dahin ist. Schon darum kommt kein denkender Mensch um die Auseinandersetzung mit dieser gewaltigen Realität herum. Bei der wesentlichen Bedeutung der Kirchen für das Volksleben und -leben ist die philosophische Beschäftigung mit kirchlich-kirchlichen Fragen also schon eine soziologische Notwendigkeit (Soziologie = Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft).

Darüber hinaus aber bleibt die Tatsache bestehen, daß unser Denken, mag es auch die oberflächlichsten „weltlichen“ Dinge des täglichen Lebens anpacken, bei folgerichtigem Weiterschreiten überall auf die metaphysischen letzten Fragen gedrängt wird.

Der Mediziner wird auf das Problem des Zusammenhanges und der gegenseitigen Einwirkung von Körper und Geist gestoßen. Er gerät so mitten hinein in die Fragen nach dem Wesen des Geistes überhaupt, gerät hinein in das Zentrum philosophischen Denkens, wo es sich zu entscheiden gilt zwischen Materialismus und Idealismus, Theismus und Pantheismus.

Und der Betriebsleiter irgendeines Werkes, der Lehrer, kurzum eigentlich jeder, der mit Menschen zu tun hat — und wer wäre das nicht? — muß sich mit psychologischen Fragen auseinandersetzen; und die Entscheidungen in psychologischen Fragen hängen letzten Endes immer vom philosophischen Standpunkt, von der metaphysischen Ueberzeugung ab.

Oder der Kaufmann, der mit Begriffen wie „Treu und Glauben“, „Bucher“, „gerechter Preis“ usw. täglich zu tun hat, wird der nicht ganz von selbst auf sittliche Fragen geführt? Und die sittlichen Fragen sind doch wieder unlöslich verbunden mit den letzten Weltanschauungsfragen.

Oder der Angestellte, der wirtschaftlich Unselbständige, überdenkt seine Lage, beschäftigt sich mit den sozialen Bedingungen und ihrer Geschichte; er wird auf geschichtsphilosophische Fragen gedrängt werden: löst sich die Geschichte in eine Reihe von Wirtschaftskämpfen auf, wurzelt also die ganze Geschichte der Gesellschaft und der Staatsform in den materiellen Lebensverhältnissen, oder machen Männer, geistige Persönlichkeiten, die Geschichte? Die Frage nach der Berechtigung der materialistischen Geschichtsauffassung führt wieder mitten in metaphysische Gedanken, wie: fordert die materialistische Geschichtsauffassung notwendig auch den philosophischen Materialismus, der nichts kennt als Materie, oder ist sie mit irgendeinem höheren Begriff (Geist, Gottheit) vereinbar?

Wir sehen also: alle unsere Entscheidungen im Leben hängen aufammen mit unserer Stellung zu den tiefsten Fragen; ja, sie sind

— bewußt oder unbewußt — nur Ausstrahlungen unserer tiefsten metaphysischen Ueberzeugungen.

Die Kirche hat nun in allen Fragen der Weltanschauungen, in allen metaphysischen Fragen, ganz bestimmte, positive Antworten bereit. Dabei ist die christliche Glaubenslehre (Dogmatik) von Anfang an durchtränkt von dem Strom des weltlich-philosophischen Denkens. Und bis heute hat in unserem Kulturkreis keine philosophische Schule vermocht, sich dauernd an Stelle der christlichen Glaubenslehren zu behaupten. Es sei hier nochmals an den kläglichsten Zusammenbruch des Materialismus erinnert, der noch um die Jahrhundertwende so siegreich auftrat. So besteht neben der soziologischen noch eine rein philosophische, vom metaphysischen Trieb herrührende Notwendigkeit, das religiöse, christliche und kirchliche Denken in den Betrachtungskreis einzubeziehen.

Ja, wenn man das durch die ganze Geistesgeschichte sich hinziehende Abmühen und Abzappeln der Philosophen überblickt, die den letzten Grund und Sinn und das Ziel alles Lebens ergründen wollen und höchstens für ihre Person und wenige Jünger eine befriedigende Antwort wissen, so drängt sich doch wohl der Gedanke auf, daß das rationale Denken — die weltliche Verstandesphilosophie — allein nie zu dem Ergebnis kommen kann, das alles philosophische Denken anstrebt. Alles exakte Denken braucht die Ergänzung, oder richtiger ausgedrückt, die Grundlage religiöser Ueberzeugungen. Solche Ueberzeugungen stellen vielleicht keine logische, wohl aber eine psychologische (seelische) innere Notwendigkeit dar. Wir kommen dann zu dem Ergebnis, daß die Erkenntnis des Absoluten, Besten, des Wirklichen, — das alles sind nur schamhafte Umschreibungen für den schlichten Ausdruck „Gott“ — sich nicht mit den Hebeln und Schrauben des exakten Denkens erzwingen läßt, daß der Verstand nur an die Schwelle der Erkenntnis führt; hinein in jenes Land aber weist nur der Weg der inneren Erfahrung, das religiöse Erlebnis.

Also doch Bankrott der ganzen Philosophie? Also haben doch die oben geschilderten Schwärmer und Romantiker, die Verächter der Schulweisheit letzten Endes recht?

Ja und nein! Was — nach unserer Ueberzeugung — das exakte, rationale philosophische Denken nicht leisten kann, ist der Weg ins Transzendente (Ueberfinnliche) in die Metaphysik, zu den letzten Wahrheiten. Da hat wohl Kant für alle Zeiten die Grenzen der menschlichen Vernunft gezeigt. Schöpferische Kräfte — und das Eindringen in die geheimnisvollen Gebiete des Metaphysischen ist immer die Tat eines schöpferischen Geistes — wachsen allein in den Provinzen des menschlichen Seelenlebens, die wir mit Phantasie, Gefühl, Willen, Herz bezeichnen. Die Grundposition, die Basis aller Weltanschauung, ist immer irrational (d. h. nicht mit dem Verstande fahbar). Es kommt, wie Fichte gesagt hat, darauf an, „was für ein Mann man ist“. Der Verstand aber ist dem Menschen gegeben zur Kritik und Ordnung, zur Biegelung und Bändigang der Triebkräfte, des Irrationalen. So hat die Philosophie, deren Organ nur der Verstand sein kann — sonst hätte sie keinen Anspruch darauf, eine Wissenschaft zu sein — die Aufgabe der ständigen Kritik, — einer Kritik, die aber auch für jeden selbständigen, gewissenhaften Menschen unerlässlich ist. Der Verstand schafft keine Weltanschauung, aber er hat die Aufgabe, das uns von anderer Seite Gegebene logisch zu verknüpfen, zu durchleuchten, zu klären, durchsichtig und hell zu machen.

Die große Gefahr, die unserem heutigen romantischen Geschlecht droht, liegt in der Miskachtung der Macht des logischen, exakten Denkens. Die Philosophie als Wissenschaft, ja, alle Wissenschaften überhaupt, erscheinen gefährdet. Nach der Dürre des Intellektualismus und Materialismus, der das ausgehende 19. Jahrhundert beherrschte, droht jetzt der Ueberschwang des zu neuem Leben durchgebrochenen Gefühls — mit der Unbekümmertheit jeder echten Revolution — wertvolles, mühsam errungenes Gedankenquant der älteren Philosophie unbesehen zum alten Eisen zu werfen. Man scheut zurück vor dem engen Tor der kantischen Philosophie und läßt sich lieber tragen von den breiten Wogen einer neuen, romantischen Metaphysik. Und doch muß der Strom des Gefühls — soll er nicht wertvolle Fluren zerstören oder sich ermattet im Sande des alltäglichen Lebens verlaufen — in das Bett des strengen philosophischen Denkens im Sinne Kants geleitet werden, der seine Schüler nicht „Philosophie“, sondern „philosophieren“ lehren wollte. Mit Tatendrang und Begeisterung allein, nur mit innerem Gefühl läßt sich kein dauerhafter Weltanschauungsbau errichten. Dazu braucht es des bindenden Mörtelets des logischen Verstandes.

Nur wo sich mit dem eisernen Willen zur Tat und mit der heißen Begeisterung eines glühenden Herzens die kühl-nüchterne Kritik des klaren Verstandes verbindet — nur da wächst eine Weltanschauung, die den tragenden Grund abgeben kann für unsere Zukunft.

M. N. / Ein Mutterwort zum Schulabschluss.

„Mein Sohn, ich rate dir gut.“
(Einrod.)

Was mich bewegt, ich kann es nicht in Worte fassen, nur in andeutungsweise Art kann ich es wiedergeben; damit als Leitstern steht mein Wort — als frommer Wunsch, die Bitte dich geleite.

Du trittst aus der Reihe der Schüler — stolz hebt sich die Brust, wenn deinen Fuß du zum letzten Schritt, auf die Schwelle der Schule setzest.

Mag es aufliegen das Tor — nicht lobt es sich rückwärts zu schauen — denkt Mancher.

Was hinter dir liegt, ist dir bekannt — das Kommende erfüllt dich mit unaussprechlichem Sehnen, mit heiligen Sehnen.

Nicht verließ dein Leben bis jetzt, gepflegt und gehütet von sorgenden Eltern — die nichts wünschen, als ihren Sohn einst als tüchtiges, selbständiges Mitglied der großen menschlichen Gesellschaft an würdigen Plaze zu sehen.

Was gab die Schule dir nicht aus dem unendlichen Schatz ihres Wissens!

Es recht zu gebrauchen ist des Einzelnen eigenste Sache — aber ein Tor ist, wer an dem Gebotenen achtlos vorbeigeht oder gar es verachtet.

Nichts achte gering, was erfahrene Männer aus ihrer Lebensarbeit dir bieten, um dich zu stärken für den unvermeidlichen Kampf dieses Lebens.

Wirf deshalb, bevor das Schultor sich hinter dir schließt für immer, einen letzten Blick noch zurück, der erfüllt ist von erstem Danken.

Zeige, wohin das Leben dich stellt, durch treues Pflichterfüllen dich würdig der Mühe und Arbeit, die ernste Männer dir während der Schulzeit entboten.

Dies sei der Dank deinen treuen, bisherigen Führern.

Doch jetzt hinaus!

Frei sei der Blick und reinen Freunden dein Herz geöffnet. Suche die sonnigen Höhenwege der Reinheit, der Einigkeit, zu ehrlichem, deutschem Pflichtbewußtsein.

Auf unserer Jugend liegt des Vaterlandes Stolz und Hoffen und jeder sehe, wie er's treibe, um dieser Auszeichnung stets mit Ehren sich würdig zu zeigen.

Ein Schritt und du treibst in dem Strom des großzügigen Lebens.

Dein Schiffelein wird an Klippen und Felsen, in ruhigem Talweg und an Stromschnellen vorbeitreiben.

Auch an einsamigen Ufern mit satterünem Wiesengrund und an sinnbetörenden Vorleifelsen, die dem Fahrer das Ruder aus der Hand zu locken vermögen.

Zeig dich als furchtlosen Steuermann, mit freiem Blick und festem Willen.

Und die Wellen können dich in die Höhe und zu Tal führen — ihre Kraft wird sich murrend am Ufer brechen.

Jetzt noch ein ernstes Wort! Fast kann ich es nicht sagen — und doch muß es sein.

Kein Tag zu spät soll diese Mahnung kommen, wenn wir zum Scheiden dir die Hände reichen und du im Vorgesühl der frohen Bursherrlichkeit die Mühe schwenkst und in der Ferne die hohe Schule winkt.

Welch' stattliche Zahl junger Männer schickt sich an der Schule jetzt „Lebewohl“ zu sagen.

Und gar verschiedener Art und Richtung sind deren Wege. — Wohin du deinen Fuß setzest — alles ist neu.

Neu ist die Arbeit, die dich erwartet — aufgebaut auf der Grundlage, die du in den Jahren der Schulzeit dir erworben. Je fester sie ist, je sicherer wirst du ein gutes Ziel erreichen.

Doch eines bedenke. — Was man dir auf der hohen Schule bietet, es trefflich auszunutzen, bleibt dir überlassen.

Kein Lehrer kontrolliert und macht dir die Penjur.

Nein — jetzt hast du für all' dein Tun und Lassen allein und einzig die Verantwortung zu tragen.

Auch da sei frei dein Blick und fest dein Wille.

Doch nicht nur Arbeit wartet deiner, auch Freunden von verschiedener Art.

Du trittst in neue Kreise — sollst dir neue Freunde wählen.

Laf stets mit Vorsicht und mit Vorbedacht dich leiten, wenn ihr zur Brüderschaft die Gläser hebet.

Sei in dem Freundeskreis von Herzen fröhlich — doch auch im Frohsinn herrsche Mäßigkeit.

Ludwig Finckh:

Wir haben ein großes Ziel.
Wir müssen in zwanzig Jahren
Einen Kranz in den Haaren
Und hohe Frauen haben.
Wir müssen Herzen von Knaben
Bewahren, und die Stirne von Stein.
Wir müssen saubere Hände
Halten und am Ende
Größer als unsre Väter sein. . .
Wir müssen die alte Welt
Um einen Schritt weiter bringen. . .“

Gottlob, man ist endlich so weit, daß das Trinken nicht „Pflicht“ ist. Es geht auch sol' Nun nimmst du schließlich doch an Trinktgelagen teil, so meide jeden, der sinnlos und unwürdig sich benimmt. Trinke nicht über deine Selbstherrlichkeit.

Der Dämon Alkohol entfährt die Sinne, macht seine Opfer willen- und sittenlos, und wo der freie Blick und feste Wille unterliegt, da herrscht — das Weib.

Merkito fact:

„Du stehst, mit diesem Trunk im Leib
Bald Helenen in jedem Weib.“

Schau sie dir an, die entnervten, schlaffen Gestalten, vor der Zeit lahlköpfig und von grau-elliger Farbe.

Mancher treibt schon auf der Schule und fühlt sich gar männlich — ein erbärmlicher Wicht ist er und das ist oft alles.

Haben nach unnützem Verschwenden von Geld, Manneskraft und Jahren ein Ziel erreicht — zuweilen noch ein hohes und gründen sich Haus und Familie — da könnte manch' blaffes, müdes Kind bei seinem Vater sich bedanken, daß es so wenig Kraft und Lebensmut empfangen.

Ein Mann soll rein und frei sich Leib und Seele wahren, denn das verlangt er von der Frau, die er als treue Hüterin des eigenen Hauses sich erwählt.

In vielerlei Gestalt wird die Verführung nahen — von der bezahlten Dirne bis zum jungfleischlüsternen Weibchen jeder Gesellschaftsschicht.

Seit stets auf deiner Hut und laß dich nicht umschmeicheln und betören — mit Spielerei und Scherz fangt's an, gewöhnlich im Gefolge der Gelage und des Kneipens, ohn' dies manch' Bruder Studio sich keine Fröhlichkeit kann denken.

Kurz ist der Sinnesrausch, ihm folgt die Selbstverachtung und die Schuld. Und mancher hat zeitlebens dran zu tragen und geht dadurch der reinen Freunden oft verlustig.

Wird dir das Haus zu eng — will Herz und Brust sich weiten, dann nur hinaus in Gottes schöne Welt!

In der Natur, auf höchsten sonnigen Höhen, da findet sich der Mensch am ehesten selber wieder, denn die Natur in ihrer ewigen Schönheit macht frei den Blick und stärkt und stärkt den Willen und die Glieder.

Wohin es führt, wenn Menschen ziellos treiben, möcht' ich in folgendem dir fern vor Augen führen.

Ein junger, von Natur mit Gütern aller Art begabter Sohn kam bleich, zerstört in unsere Stube.

Er war uns lieb, wir kannten ihn als einen, der für das Hohe, Schöne sich begeistern konnte — doch auch in Punkt Liebe sehr empfänglich war. Das Leben genießend in vollen Zügen, fand „gute Freunde“ er und nach unsinnigem Gelage auch — das Weib.

Das Ende war ein Ekel vor sich selber, dazu behaftet mit der Krankheit, die als ein heimlich-schleichend Gift vom Mark der Manneskraft sich nährt und unerbittlich oft schon jedes spätere Glück zerstörte.

„Ach war der Lieblich meiner Mutter“, rief er, und schlug die Hände vor's Gesicht.

Mit einer Kupel wollte er die Schuld auslösen. Wir reichten ihm die Hand, damit zum ersten Schmerz er seiner Mutter nicht noch ärgeres Leid zufügte.

Das zweite Beispiel hat mich tief erariffen — es gilt als ernstes Wort auch für die Eltern.

„Mein Sohn tut gar nicht mit, er ist kein Freund vom Trinken — das muß man doch als richtiger Student,“ so rügte oft die Mutter.

„Noch keinen Rausch hast du gehabt — man könnt' sich deiner schämen“ — so wurde er vom Vater oft getadelt.

Bald nachher war's — man fand ihn mit durchschossener Brust — als Nachspiel einer Kneiperei.

„Es war sein erster Rausch“, rief klagend seine Mutter.

Mich hat dies Wort erschüttert bis ins tiefste Innere.

Frei sei dein Blick und fest dein Wille.

Zu deine Pflicht und laß durch nichts dich irre leiten.

Den reinen Freunden öffne stets dein Herz — genieße froh der Jugend goldne Jahre.

Nur bleibe stets Herr deines Willens, dann kann die Mutter dich in Ruhe ziehen lassen.

Und Gott mir dir, du deutscher Abiturient!

Albert Geiger:

„Lieber eine große Dummheit,
D'raus der Quell von Besserm quillt,
Als die steifblasierte Stummheit,
Die nicht gut, nicht böß gewillt!
Lieber treib' mit vollem Segel!
Sei 's auch in den Sturm hinaus!
Als hübsch immer nach der Regel
Hocken in der Ordnung Haus!“

Gustav Manz / Im Reiche der fünf Linien.

Musikalische Erinnerungen aus vier Jahrzehnten.

Ich blättere im Buch meines Lebens zurück und erinnere mich jener glückseligen Zeit, da ich als frischgebadener „Mulus“ dem neunjährigen Pennälerdasein entronnen, fröhlichen Gemüts, leicht beschwert mit irdischen Gütern, meine erste Reise tun durfte, hinaus über die Grenzen der badischen Heimat. Noch heute schwebt mir die Tatsache wie ein Traum vor, daß ich auf jenem ersten Flug in die Welt einen Menschen und Künstler kennenlernen durfte, der mir zum erstenmal leibhaftig das Wesen eines schöpferischen Genius verkörperte. Hatte im Jahre 1883 der begeisterte Tertianer ganz aus der Ferne etwas wie ein tragisches Gewitter verspürt, als Richard Wagner im fernen Venedig seine Augen schloß, so durchzuckte es den jungen Menschen auf der Brücke zwischen Zwang und Freiheit, Vorschrift und Selbstbestimmung, geradezu wie ein elektrischer Funke, als ihm sein ebenso gütiger wie kluger Schuldirektor Geh. Rat Gustav Wendt auf der Schweizer Reise, zu der er den Lieblingschüler als Gast entboten hatte, so ganz einfach und nebenhin sagte: „Also heute abend werden Sie Johannes Brahms kennenlernen.“ Das geschah an einem sommerlichen Augusttag im baumbeschatteten Wirtsgarten des alten Hotels Freienhof in dem lieblichen Schweizer Städtchen Thun. Dort hatte Brahms seinen Sommeraufenthalt genommen und arbeitete, wie ich später erfuhr, an seinem Doppelsonnet für Geige und Violoncell. Wohl hatte mich schon auf der Hinfahrt eine Ahnung erfüllt, daß das Ereignis eintreten werde, und der hoffnungsvolle Gedanke daran war so stark, daß er mit den damals zuerst gewonnenen Hochgebirgsindrücken in lebhaften Wettbewerb trat. Ich kannte den Künstler bis dahin nur lüdenhaft aus einigen seiner großen ersten Orchester- und Klavierwerke. Ich dachte mir den Schöpfer des „Deutschen Requiem“ und des „Schicksalsliedes“ äußerlich als einen hochragenden Mann, eine Annahme, die mancher teilte, der nur sein bartumrahmtes Gesicht mit der wichtigen Musikerstirne aus Photographien kannte. War er doch sogar in einem damals verbreiteten Geographiebuch zu der Ehre gekommen, seinen Kopf zwischen dem eines Indianers und eines Negers als Typus der germanischen Rasse abgebildet zu sehen, eine Liebeshuldigung, die ihm lebhaftesten Spas bereitere.

Wie ganz anders war dann der Eindruck, den ich von Brahms in Wirklichkeit erhielt! Mein freundlicher Mentor und ich saßen bereits in der Wirtschaft „Zum Falken“, als Brahms kam: ein unentbehrlicher, wohlbeleibter Herr mit gesunder Gesichtsfarbe und klugen blauen Augen, in sommerlicher Ferienstimmung, jedenfalls mehr einem behaglich genießenden Rentner ähnlich als einem Künstler, dem seine scharfen Beurteiler Gräbelei als Hauptschwäche vorwarfen. Und so habe ich ihn während der ganzen Thuner Zeit in diesen unnenbar schönen Tagen nur als einen aller Humore vollen Genusmenschen, einen prächtigen Gesellschaftler kennengelernt, der die Essensstunden, in denen er uns seine Anwesenheit gönnte, zu geistvollsten Symposien zu gestalten wußte. Der schaffende Künstler lebte sich und seiner Kunst allein und anderen unzugänglich in den Vormittagsstunden. — Brahms, der wienerisch gewordene Norddeutsche, der Brahms der „Ungarischen Tänze“, der Liebeslieder in Walzerform, der „Akademischen Festouvertüre“, der Freund der Frauen und der Jugend, der gute Esser und Trinker, der gab sich uns in den Mittag- und Abendstunden oft mit einer nur halb bewußten Derbheit, die den innersten Kern seines gesunden und kräftigen Wesens bloßlegte.

Ich habe im Sommer 1887 unter dem frischen Eindruck der für mich so bedeutamen Erlebnis Tagebuchaufzeichnungen gemacht und späterhin auch kurz nach dem Tode von Brahms im Jahre 1897 einige Erinnerungen an jene Sommertage veröffentlicht, die zum Teil Eingang in Kalbecks große Brahmsbiographie gefunden haben. Ich wüßte heute manche der damaligen Begebenheiten nicht anders darzustellen, und es sei mir darum gestattet, mich auch hier, streckenweise wenigstens, auf jene älteren Niederschriften zu stützen.

Wechselnd war die Tafelrunde, die sich damals in Thun fast täglich um ihn scharte. Er gab die Parole aus. „Table d'hôte“, diese greulichste Widersacherin zwanglosen Frohsinns, war verpönt. Schon wegen der neugierigen Enaländerinnen, die diesem Lust- und Lichtmenschen durch ihre zudringliche Horcherei auch die Freude verdorben hatten, bei offenem Fenster Klavier zu spielen. Heute wurde da, morgen dort geessen. Brahms meinte scherzend, die Marie oder Emilie, oder wie sie alle hießen, müßten mit gleichem Recht behandelt werden: und wo er dann hinkam, zählten die Schweizer Saalböcker freundliche Gesichter und flinke Füße, denn der herzengute „Doktor Brahms“, wie er überall genannt wurde, spendete kräftige Trinkfelder.

Zu den Wochen, in denen ich in Thun blieb, kamen und gingen manche bekannte Leute. Da tauchten Max Kalbeck, später Hanslick auf, die Schildknappen aus Wien, da kam Professor Kugler, der Historiker, mit seiner lebenswürdigen Frau und andere mehr.

Man würde irren, wenn man glaubte, daß sich das Gespräch hauptsächlich um Musik drehte. Brahms war nicht nur in seinem eigensten Fach ein großer Waffer, sondern sein reger Geist umfakete weite Gebiete der Literatur, der Philosophie der Geschichte und enthüllte namentlich in den ernstesten Gesprächen mit dem geist-

vollen, ihm befreundeten Karlsruher Schulmann ganz ungeahnte Kenntnisse und ein treffendes Urteil, das selbst in die Tiefe eing und jede dilettantische Oberflächlichkeit mit beißendem Spott bedachte. An jenem ersten Abend im „Falken“ berührte denn meinen damaligen Notizen zufolge das Gespräch die verschiedenartigsten Dinge. Brahms pries mit begeisterten Worten Schumanns Faustmusik, um sich gleichzeitig gegen den Pöllnerschen Versuch einer Faust-Oper mit ziemlicher Schärfe auszulassen. Auch Schumanns Persönlichkeit wurde gestreift und seiner Clara gedacht, mit der Brahms die rührendste Freundschaft verknüpfte, eine Art geistiges Familienband. Dann kam er auf Hans von Bülow zu sprechen und erzählte mit prächtigem Behagen einige Schnurren von dem spät zu ihm Befehrten.

Brahms las eifrig geschichtliche Werke. Damals gerade hatten die Wiedertäufer und Thomas Münzer sein stärkstes Interesse erregt, und die neuesten Veröffentlichungen darüber waren ihm so geläufig wie einem Geschichtsforscher. Es lag nahe, diese stoffliche Teilnahme auch mit etwaigen künftigen Opernplänen in Zusammenhang zu bringen. Da nun, zumal in jenem Jahre 1887, ein lautes Geräusch durch die musikkliebenden Kreise schwirrte, Brahms komponiere heimlich an einem von J. B. Widmann gedichteten Opernstoff, so wagte ich eine Frage. Vächelnd winkte er ab. Das sollte ihm nicht ein. Ja, in der Jugend, da habe er den ganzen Reschluß durchkomponiert, meinte er scherzend, aber jetzt überlasse er das anderen Leuten. Operntexte kamen ihm genug ins Haus geflogen, und es bereitete ihm heitere Stunden, sie zu lesen. Namentlich die begeisterten Damen seien stark darin. So habe man ihm eine „Cappho“ zurechtgemacht und eine „Lady Macbeth“. Ich erinnere mich genau, daß er in diesem Zusammenhang auch Wagners Instrumentationskunst erwähnte und eine unverkennbare Sympathie für die „Meisterfinger“ äußerte.

Von der Oper wandte sich das Gespräch dem Nebe zu. Brahms hatte natürlich ganze Stapel von Lyrik zu Hause, die sich nach „Vertonung“ sehnten. Er war gerade hierin im Finden seiner textlichen Unterlagen, ein ungemein feinsinniger Spürer und hat wie seine großen Vorgänger den Namen manches unbekanntes Poeten, der einmal zufällig einen guten Wurf getan, in die Unsterblichkeit hinübergerettet. Man macht sich keinen Begriff, wie sorgsam er sich seine Texte schon auf ihre Sprechmelodie hin ansah. Einmal waren wir alle, die zur Tafelrunde gehörten, mobil gemacht, um die letzte Strophe eines Gedichtes sich glaube von Leuthold) umzuformen, dessen Klangbild zum Schluß durch das in den Reim gestellte Wort „Quark“ hös entstellte wurde. Schließlich fand Brahms selbst eine Form, die sich besser ausnahm, ohne den Sinn und das Temperament der Stelle im mindesten anzutasten. Was für kitzlige Fragen wurden da oft erörtert! So die vielumstrittene, charakteristische Färbung der einzelnen Tonarten, ein Problem, über das man befauntlich in verschiedenen Zeiten zu ganz verschiedenen Ergebnissen kam. Geradezu köstlich war es zum Beispiel, Brahms zwischen Kalbeck und Kugler als ausgleichenden Mittler zu sehen, der das vorwärtsgaloppierende Streitgespräch wieder durch ein Scherzwort zu ängeln verstand.

Neben der Kunst standen die Frauen im Vordergrund des Gesprächs. Brahms, der Junggeselle, vereinigte alle Eigenschaften in sich, aus denen man einen guten Familienvater hätte machen können. Er liebte die Frauen, so hinreichend grob er auch gegen einzelne Vertreterinnen dieses Geschlechts werden konnte. Und er liebte die Kinder! So oft er ausging, hatte er die Taschen mit Zuderwerk vollgesteckt, und wenn ein pausbädiger Bengel oder ein kleines „Maibelt“ ihm besonders gefiel, stellte er es zur Nebe, scherzte mit ihm, spielte oft ein blischen Knecht Ruprecht, der die bösen Kinder in die Märe wirft, um seine kleinen Freunde schließlich durch den süßen Inhalt seiner Taschen wieder zu versöhnen. Aber dieser „gute alte Onkel“ war von den Rosenketten der Ehe nicht gekesselt worden. Er gab sich meist als Junggesellen, dem die Gewohnheit der Selbstbestimmung über alles geht. Und doch, bei allem lebenswürdigen Schwereidertum, im innersten Kern seines Wesens, mag er sich nach der Frau gesehnt haben, die mehr als Wirtschaftlerin und Haushälterin sei: die neuere Forschung weiß ja auch genau Bescheid um verschiedene Neigungen, die freilich nicht zu bürgerlich-glücklichem Ende geführt haben. In jenen Sommertagen sagte er einmal: „Ja, als ich jung war, da hätte ich gern geheiratet, aber da war ich noch nichts und hatte ich noch nichts, da wollte mich keine; jetzt ist die Sache umgekehrt.“ In der Tat, der berühmte Lonsdichter, der zugleich ein wohlhabender Mann geworden war, machte recht merkwürdige Erfahrungen in dieser Hinsicht. Auch die guten Freunde waren eifrig tätig, und von einer Romanchriftstellerin wurde die Anekdote erzählt, daß sie sich in unverkennbarer Absicht zur Führung seines Haushalts angeboten habe. Solche „ehrbaren Annäherungen“ mögen ihn in ihrer Zudringlichkeit verstimmt haben, und man kann es dem Vielumschwärmen nachfühlen, daß er sich dann wieder im Kreise anmutiger Frauen und Mädchen als lebenswürdiger Schall zeigte. (Die Obhut über sein Wiener Junggesellenheim hatte befauntlich eine gebildete Dame, Frau Dr. Truxa, die Witwe eines Journalisten, übernommen, die ihm auch bis in die Todesstunde eine treue und aufopfernde Pflegerin war.)

Was haben wir damals, wenn unser kleiner Kreis vorübergehend durch weiblichen Zuwachs vergrößert wurde, im schattigen

Garten des Freienshofs für ungetrübt heitere Stunden verlebte! Nichtige Lustspielchen mußte er zu veranstalten. Eine süddeutsche Tragödin und ihre bildschöne jüngere Schwester, die uns auf der Durchreise besuchten und noch eine ebenso hübsche Freundin mitbrachten, haben sich später wohl oft noch des Tages erinnert, an welchem Brahms die junge Freundin für die kurzen Stunden unseres Zusammenseins als seine „Krau“ bezeichnete, an dem er ihr eine seiner Lieblings Speisen, Omelette mit Erdbeersfüllung, bergehoch auf den Teller häufte, um über den Einfall der bedienenden Saalochter, die ihm zu guter Letzt eine Rechnung für „Doktor Brahms und Frau“ überreichte, in nicht mehr zu stillende Heiterkeit auszubrechen. Man kann sich denken, welche dankbare Zuhörerschaft wir an den Nachbartischen fanden! Einmal wurde Brahms sogar zur Ordnung gerufen. Die kleine Kapelle spielte abends schlecht und recht Meßlers Trompeterlied „Behüt dich Gott, es wär zu schön gewesen“, und Brahms begleitete das Waldhornsolo mit dem hinter einem Gebüsch gelassenen Echo mit satirischen, in den Bart gemurmelten Glossen, deren trockener Humor so stark auf unsere Lachmuskeln wirkte, daß ringsum die lauschende Meßler-Gemeinde in heilige Entzückung geriet. Nichts lag ihm dabei ferner, als etwa den armen Musikanten zu beleidigen! Ich weiß bestimmt, daß er für brave, um ihren Lebensunterhalt ringende Kunsthandwerker seines Berufs ein warmes Herz hatte, und ihnen manchmal in zartfühliger Weise eine ansehnliche Unterstützung zukommen ließ, ohne daß die Beglückten ihren Spender ahnten. Denn den — oft ungeschickt dargebrachten — Dank, der etwa einer Schmeichelei oder Lobhudelei ähnlich sah, haßte er, einerlei, ob er seinen menschlichen oder künstlerischen Eigenschaften galt. Freilich lag in dem schroffen Vorzug auf solche Gefühlsäußerungen auch ein Stück Bequemlichkeit. Er verabscheute den Zwang jeder Art bis in die Kleinigkeiten des Alltagslebens. Ich sehe ihn noch vor mir in seinem einfachen dunkelgrauen Sommeranzug, ohne Manschetten, manchmal ohne Krawatte, die ihm der herabwallende Bart ersetzte, und höre ihn noch, wie er diese Zwanglosigkeit des äußeren Menschens zur Bedingung machte, als ihm einmal eine befreundete Dame das Versprechen abrang, einem kleinen Freundeskreis den seltenen Genuß seines Klavierspiels zu gönnen . . .

Doch auch die Thuner Sonnentage nahmen ein Ende, wenigstens für mich. Ich verließ den anregenden Kreis, um im Schweizer Hochgebirge zu wandern, nicht ohne durch Brahms Schilderungen, der ein begeisterter Naturfreund und -Kenner, vor allem ein Bewunderer des Matterhorns war, einen Vorgenuß gehabt zu haben.

Einige Wochen später traf ich wieder mit ihm zusammen, in Baden-Baden. Da legte er den Freunden den Ertrag seines Sommers vor, die Arbeit seiner stillen Vormittage, und ich hatte aufs neue das Glück, Teilnehmer eines Erlebnisses zu sein, das sich mir stark eingepreßt hat. Brahms hatte einen kleinen Kreis von Bekannten eingeladen, der ersten privaten Versuchsaufführung seines in Handschrift vollendeten Konzerts für Violine und Violoncell beizuwohnen. Es war an einem herrlichen Septembervormorgen, als sich die Geladenen in dem Saal „Louis quinzte“ des Badener Kurhauses zusammenfanden. Das Badervorsteher hatte sich dem Meister mit Freude zur Verfügung gestellt, und als Brahms eintrat, gab der wackere Kapellmeister Könnemann diesen Gefühlen Ausdruck. Die Musiker, zum Teil hervorragende Künstler, empfanden es als Erquickung im gleichmäßigen Tagesdienst, einmal unter Brahms' Leitung zu spielen. Joachim und Hausmann waren als Solisten herbeigeeilt, und in der ersten Reihe der zwanglos sitzenden Hörer bemerkte man die ehrwürdige Gestalt einer Greisin. Es war Frau Clara Schumann. Vor ihr auf einem Notenpult lag die Handschrift des neuen Werkes, und als kleine Nebenbühnen strahlten ihr zur Rechten und Linken der biedere, gutmütige Vinzenz Bachner und der nervös bewegliche Komponist Jacques Rosenhain. Um diese Mittelgruppe scharten sich noch ein oder zwei Dutzend Herren und Damen, meist musikalischen Berufs. Da sah man eine Tochter der Frau Schumann, ferner die bildschöne Enkelin Felix Mendelssohns, den Cellisten Hugo Becker, Geheimrat Wendi, Professoren des Konservatoriums zu Stuttgart, Hofmusiker aus Karlsruhe. Dazwischen trippelte ein graues Männchen hin und her, bald da, bald dort in seinem geliebten Sächsisch wibige Bemerkungen hineinwerfend, Richard Pohl, unter dem Decknamen „Hoy-It“ einst der älteste Parteigänger Wagners, damals das musikalische Orakel der Bäderstadt. Wie er sich wohl bei den „Brahminen“ gefühlt haben mag? Ich erinnere mich leider nicht mehr an sein Urteil über das Konzert. Dieses wurde zweimal hintereinander unter Brahms' energischer Leitung gespielt, und trug dem Schöpfer nebst dem rauschenden Freundesbeifall einen Dreifachtriumph ein. Meine eigenen Aufzeichnungen aus jener Zeit verraten, daß mir beim ersten Hören das Werk ziemlich fremd blieb und nur der Mittelteil mit seinem innigen Melos mir gleich das Herz bewegte. Künstliche Kritiker rechnen es ja zum Teil in die sogenannte trübselige Periode des Meisters, in der die Zeichnung die Farbe überwiegt . . . Sei dem wie ihm wolle — der Morgen bleibt mir unvergessen.

Neun Jahre später, im Januar 1896, sollte ich Brahms, wie ich früher erzählt habe, noch einmal als Leiter eigener Werke sehen. Es war in seinem letzten Konzert in der Reichshauptstadt. Er stand damals auf dem Podium der Singakademie anscheinend noch in der Vollkraft, in blühender Gesundheit vor uns, und ahnte nicht, wie hart ihn bald das Schicksal anpacken

sollte. Die teure Lebensfreundin, Frau Schumann, starb nach wenigen Monaten und ihrem Schatten folgte er nach . . .

Doch nicht mit so elegischem Ausklang möchte ich meine Brahms-Erinnerungen schließen. Mir selbst haftet zu lebhaft auch heute, nach über dreißig Jahren, mein letztes persönliches Beisammensein mit ihm im Gedächtnis!

Das war im heißen Sommer des Jahres 1892 in Wien, als draußen im Prater der Himmel wahrhaftig voller Geigen hing und rings um den gewaltigen Ausstellungsrundbau, die sogenannten „Rotunde“, ein unendliches Klingen, Singen und Jubilieren sich erhob. Die Musik- und Theaterausstellung hatte mich auf Monate an „die schöne blaue Donau“ geführt, deren klassischen Wälder Meister Brahms so gern selbst komponiert haben möchte“. Ich erneuerte die Thuner Bekanntschaft, war manchen Vormittag bei ihm in der Karlsplatz Nr. 4, rauchte seine guten Zigaretten und betrachtete seine kostbare Bibliothek. Und dann wurde er mein Berater in den kulinarischen Genüssen, die er selbst zeitlebens nicht verschmäht hatte. Er wies mir durch die winkligen Gassen der inneren Stadt den Weg zum Wildbreitmarkt, einem versteckten Plaz, an dem seine Stammkneipe, der „Rote Fagel“, ein solid bürgerliches Wirtschaft, lag. Und er wies mich ein in die Vorzüge des kalt oder warm garnierten Rindfleischs und der Paprika-Schüssel und lehrte mich unerfahrenen Reichsdeutschen, was ein „Pfiß Gypfrier“ sei. Man lebhaft war das Gespräch während des Essens nicht; ich hielt es für richtig, ihn nicht während einer Beschäftigung zu stören, die ihm so sichtliche Freude bereitete. Nach beendeter Mahlzeit ging er regelmäßig in das Kaffeehaus im Stadtpark am Ring, um hier seinen Lesungen zu stillen. Ich trennte mich immer vorher von ihm, in der Annahme, es sei ihm lieb, seine gewohnte Lektüre allein zu genießen.

Er hat mir in jenen Maitagen — später fuhr er in sein geliebtes Joch — manches aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen erzählt. So entfinne ich mich eines fesselnden Gesprächs, in welchem er mir seine Meinung über den Komponisten Peter Cornelius sagte, den er als liebenswürdigen Schwärmer und wahrhaftigen Poeten schilderte. Mit großem Behagen gedachte er noch eines Zusammenseins, bei dem Cornelius auf dem Klavier in heiligem Eifer Partiturbruchstücke aus seinem „Eid“ spielte, indes Brahms und Karl Tausig als willige Zuhörer den ganz in sein Werk vertieften Tondichter in immer undurchdringlicheren Tabakqualm einhüllten.

Indes, unser Gesprächstoff nahm bald eine durch die Verhältnisse bestimmte Wendung. Ich war nicht nur als jugendlicher Verehrer, sondern auch ratfahrend zu dem immer hilfsbereiten Mann gekommen. Die Absicht, mir eine literarische oder dramaturgische Stellung zu erringen, hatte ich ihm geäußert, aber die Aussichten dazu waren gering. Mit welcher Selbstverständlichkeit der Vielbeschäftigte sich da meinen kleinen Sorgen widmete, wie er bis zu seinem fürstlichen Freund, dem Herzog Georg von Meiningen, mit seiner Fürsprache vordrang, dessen habe ich noch schriftliche Beweise in Händen, die ich als kostbare Belegstücke jener ereignisreichen Beziehung zu dem großen Menschen und Künstler Johannes Brahms aufbewahre.

*

Es hieße die Geduld des Lesers, der mir bisher freundlich gefolgt ist, allzusehr in Anspruch nehmen, wollte ich auch von den mancherlei anderen musikalischen Begegnungen, die mir das Leben gebracht hat, ebenso ausführlich weitererzählen. Es schien mir dies auch aus einem anderen Grunde nicht angemessen: denn neben den Eindrücken, die ich von Brahms gewann, und der Bereicherung, die ich den Barentser Festspielen und ihrem Künstlerkreis verdanke, tritt das übrige vergleichsweise zurück.

Wohl könnte ich noch erzählen von einem eigenartigen Zusammentreffen mit Anton Rubinstein, den ich im Sommer 1890 als Beauftragter der Freiburger Studentenschaft jählings überfiel, um ihn zu einer Akademieraufführung des Körnerischen „Tring“ einzuladen. Seine Ueberraschung über meinen damaligen Besuch war vielleicht nicht so groß als sein Erschrecken am Theaterabend selbst, wo wir ihm zu Ehren als Zwischenaktmusik durch das städtische Orchester eine seiner Romanzen spielen ließen . . .

Wohl könnte ich ferner erzählen von mancher Berührung mit dem still vornehmen Meister Engelbert Humperdinck, der so schwerhörig und dann doch auch wieder so feinhörig war, konnte erzählen von mancherlei gar drolligen Zwischenfällen, wie z. B. unserm Zusammentreffen hoch oben in Norwegen, wo ich der ratlos nach einer Herberge suchenden Familie des Meisters für eine Nacht freundlichen Unterschlupf auf unserem prächtigen Klondampfer, dem „Großen Kurfürst“, besorgen konnte . . . Wohl könnte ich endlich erzählen, und hiervon am meisten, von den vielen anregenden Stunden, die ich bei Karl Lindworth und seiner lebenswürdigen Gattin verleben durfte. Ich habe ihn, der uns die Goldbarren der Wagnerschen Nibelungenpartitur in die gangbare Klaviermünze umgoss, der uns die musterhaften Ausgaben Beethovens und Chopins geschenkt hat, einmal den großen „musikalischen Münzmeister“ genannt. Er war keiner der großen Schaffenden, aber sicher einer der größten Anreger und Umwerter, und es gehörte zu den Glückfällen, die einem Künge- ren zuteil werden konnten, wenn er, der Patriarch der neuen Tonkunst, einmal aus eigener Beraugung erzählte oder gar die kostbaren Schätze seiner musikalischen Handschriftensammlung aus-

breitete. Mit Rührung gedachte ich eines jener stillen Nachmittage in der Obstbaukolonie Eden bei Dranienburg (in die er, der spät zur Pflanzenkost Bekehrte, sich zurückgezogen hatte), an welchem er mir die ihm geschenkten Bleistiftskizzen zu Wagners „Rheingold“ oder gar ein Blatt von Beethovens Hand zeigte, auf welches wiederum eine Widmung Richard Wagners geschrieben war. Nur noch einmal habe ich ähnliche Augenblicke wortlosen Staunens durchlebt, als mir Professor Goltzer in Rostock kurz vor der Her-

ausgabe des Wagner-Besondend-Buches den Inhalt der berühmten „grünen Mappe“ mit den Tristan-Skizzen zeigte...

Doch genug von alledem. Je älter ich werde, um so mehr kommt es mir zum Bewußtsein, welche Rolle in meinem Lebensaufbau die Musik gespielt hat und wie dankbar ich dem Schicksal sein muß, daß ich zu denen zählen durfte, die „Musik in sich selbst“ haben. Denn zum mindesten gibt man so der Mitwelt eine gewisse Gewähr, daß man nicht taugt „zu Verrat und Tücken allerhand“!

Friedrich Singer / Das Fernrohr. Erzählung.

Es waren drei Freunde, frische, einfache Buben, klar und eindeutig wie ihre schlichten Namen Ernst, Hans und Rudolf. Sie nannten sich Freunde mit dem annahmenden Rechte der Jugend, die noch nicht weiß, wie selten dieser Ehrentitel im Manneskampfe sich bewährt. Nichts besonderes hatte sich bisher an den dreien gezeigt. Zwar hätte sich der Beobachter schwer geirrt, der die drei herben, täglich mit dem Bähnchen ins Nachbarstädtchen fahrenden Dorfburschen für mittelmäßige Köpfe hielt. Ernst und Rudolf hatten in ihren Gymnasialklassen ohne Mühe die ersten Plätze belegt, und der etwas verträumte Hans ließ unter einem Kamm einfüllig gestriegelten Haupthaars ein Paar kluge Neuglein hervorblicken. Freilich wußten diese gesunden Naturburschen nichts von der üblichen schmachtenden Sekundärerlebe der blaffen, aufgeschossenen Stadtlingselchen. Dafür sollte sie, die oft von ihren wissenderen Kameraden mit Verachtung gezeifelten, ein umso bedeutenderes Erlebnis zur Mannbarkeit emporkühren.

Eines Tages kramte Ernst in der Dachkammer zwischen den alten Schulbüchern seines Vaters. Zum Lernen hatte er heute keine Lust — überhaupt selten im Sommer. Gottlob! das Döhsen hatte er nicht nötig — zum Reide seiner streberischen Rivalen aus der Stadt. Ein Blick in den Cicero, rasch getan während der morgendlichen Bahnfahrt, genügte vollaus, um den Tag über mit Ehren bestehen zu können. Viel lieber lag man deshalb den Nachmittag über am Strande des Waldflüßchens und erlebte des lieben Horaz' Oden in selb' leuchtender Nachtzeit! Heute aber stand ein Gewitter am Himmel; was tun vor Langeweile, wenn die Freunde einen so schmählich im Stiche lassen? Halt! da lächelt ein zartblaues Büchlein aus den verstaubten Schmökern! Neugierig zieht ers hervor und entziffert die goldbuchstabile Aufschrift: „Sternenkunde“. Und Neugier wiederum, nichts weiter ist es, wenn er das anspruchslose Bändchen aufblättert und wirt heraus leichtverständliche — und doch im ersten flüchtigen Anlauf nur halbgegriffene Stellen aufnimmt. Da kommt es wie ein Rausch über ihn; die Wangen des Sechzehnjährigen glühen in einem seltsamen Fieber; der schwere irdische Boden löst sich von seinen Füßen, eine neue, unheimliche und fremdschöne Welt tut sich auf vor dem Träumer, der zum erstenmal den Flug in die Sphären unternimmt.

Am andern Tage, als goldblodernde Sonne auf drei braunen Rücken funkelte, während blutgierige Bremsen über des langsam ziehenden Wagens Spiegel surrten, zog Ernst schüchtern sein Sternbüchlein aus dem Kleiderbündel und zeigte es den beiden. Diese schienen jedoch wenig Interesse zu haben; sie horchten wenigstens nur mit halbem Ohre zu. Die Bremsen brummt; man schlug zu, legte sich auf die andere Seite und genoß eidechsenhaft träge die herrliche Sonne.

Ernst aber war ein hartnäckiger Burische; von jeher hatte er eine kleine Tyrannis über die zwei Freunde ausgeübt, und wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, wendete er gegen sie so lange einen gewissen Zwang an, bis auch sie sich für die gleiche Sache begeisterten. Von nun an durfte der gute Herodot seinen Morgenschlaf in der vielgeflachten Ledertasche beenden, denn statt seiner mußte jetzt das blaue Büchlein herhalten und die Fahrt zur Schule kürzen und würzen. Was Wunders, wenn Hans und Rudolf auch endlich ihre Nasen hineinsteckten, bis sie schließlich Gefallen fanden an der ungewohnten Körperwelt der Aetherräume? Jünglinge sind rasch und erhitzen sich leicht: bald packte die drei eine mächtige Begeisterung für das bisher nie berührte Wissensgebiet. Auf dem ganzen Schulweg sprach man von nichts anderm als von den Sternen. Aber das war erst eine oberflächliche Manie. Nicht lange sollte es dauern, und die echte Leidenschaft hielt sie in den Klauen. So fing es an:

Ernst hatte sich eine drehbare Sternkarte gekauft; mühsam machte er die ersten Gehversuche am Firmament und brachte die einfachsten Sternbilder zusammen. Dann traf man sich auf dem Burstügel; was er gestern erst gelernt auf eigene Faust, das lehrte er heute die erstaunt Lauschenden. Die Sterne glitzerten in ihren unruhigsten Strahlenfarben. Es ist ein uralter Lehrlatz der Menschheit, daß, wer dem Banne jener siebenfarbig schillern den Aethertänzer verfällt, sich nie wieder daraus befreit. Die drei fernigen Jünglinge standen auf der Mauerzacke der Ruine, ergriffen von ehrfürchtigem Weltgefühl. Unter Millionen — wie wenigen wird solche Gnade zuteil? Gnade, Segen oder Fluch?? Denn wehe: Die göttlichen Funksprüche wissen vom Marke der ihnen Verfallenen zu saugen! Rudolf, Ernst und Hans waren gewarnt, ein Buch ums andere zu lesen, um das eberne Geseß des rollenden Alls zu erfahren. Mit leichteren, populären Schriften fingen sie an und stiegen allmählich auf zu den schwierigsten wissenschaftlichen Abhandlungen, die sie aus der Lehrer-

bibliothek sich erbettelten. Jeder klare Abend sah die drei auf der Finne des Bergfrieds, von wo sie mit freiem Auge die Planetenbahnen mit ihren sonderbaren Schnörkeln und Rückläufen beobachteten. Mit der idealen Befessenheit von Dilettanten hatten sie sich in die spröde Materie hineingestossen. An trüben Abenden saßen sie viele wertvolle Stunden lang vor eigenmächtig angelegten millimetergenauen Planzeichnungen und zerdachten sich die halb-reifen Hirne. Hans der Träumer aber erfand das Wort, das den lähmenden Bann noch verstärkte: „Wir wollen Astronomen werden!“ Lächerlich, sich mit den Phantasien romantischer Knaben abzugeben! Aber den drei herben Landbuben war es bitter ernst. Der wortfarge Rudolf brachte es über sich, zum erstenmal in seinem Leben einen Lehrer um Rat zu fragen. Nach der Physikstunde packte er — schüchtern in eine Ecke gedrückt — den kleinen Professor ab und brachte sein Anliegen vor. Das bewegliche Männlein stuzte, schmunzelte und erklärte sodann nach einigem Besinnen: Astronom? Die Laufbahn sei nicht so einfach, ja, sie sei sogar verwickelter, schwieriger, langwieriger als irgend eine. Rudolf fiel ihm errötend ins Wort: Er wisse, daß es Opfer gelte, Geduld vorweg und eisernen Fleiß — nächtelange Beobachtungen im oft frostdurchschauerten Kuppelbau, kärgliche Bezahlung und... „Und das wichtigste“, eiferie das rührige Männchen, „... ob er denn das ganz vergessen habe. Die Hauptsache, ja: die Voraussetzung zu jedem Erfolge auf dieser Linie: eine glänzende mathematische Begabung!“ — Da duckte sich Rudolf schon zusammen, während der sonst so technisch starre Mann gutmütig den grauen Spitzbart strich und meinte: „Sie wissen ja selbst: So begabt Sie sonst in allen Fächern sind — ja: gleichmäßig begabt wie selten einer: ein Gentle sind sie im Reiche der Zahlen nicht! Verstehen Sie mich wohl, setze er mildernd dazu, „Sie sind und bleiben freilich der beste Rechner Ihrer Klasse — aber die Erfindungskraft, die sprunghafte Kombinationsgabe des gebornen Mathematikers fehlt Ihnen...“ „Herr Professor“, versetzte Rudolf nach einer weinlichen Pause, „Sie sollen beim nächsten Zeugnis sehen, daß auch ich fleißig sein kann“.

Die dumpe Müdigkeit einer schweren Enttäuschung malte sich auf den Gesichtern der Freunde, als Rudolf in Ernsts ärmlicher Dachkammer von seiner Unterredung berichtete. Immerfort: man war gewillt, sich endlich in die Riemen zu legen und, wenns auch gegen Natur und Gewohnheit eina, in der Schule, wenn auch nicht für die Schule, zu arbeiten. Als nun gar in der Prima die sphärische Dreiecksberechnung mit ihrer praktischen Anwendung auf die Himmelskunde kam, war das für die drei ein gefundenes Fressen. Mit wärem Fanatismus stürzten sich die Freunde über die hier aufgerollten, ihnen längst in Fleisch und Blut übergegangenem Beariffe und Fragen, so daß der kleine Physikprofessor schmören konnte, niemals in diesem Fache eifrigere Schüler gehabt zu haben. Ja — bei einer für die Klasse angelegten nächtlichen Unterweisung auf dem Dache des Gymnasiums mußte er zu seiner Beschämung bemerken, daß die drei Landburschen über Ausgang, Stellung und Wandel der Gestirne sicherer und selbstverständlicher Bescheid wußten als er selbst!

Das Abitur rückte heran; man mußte sich entscheiden für den einauschlagenden Lebensweg. Eines Tages, nach einer mit rafender Wollust durchgerechneten Stunde, trat der ahnungslose Professor in den Gang und sah sich plötzlich einem Hinterhalt verfallen. Wie auf Kommando traten die drei Jünglinge aus der Nische ins Licht und bestürmten ihn mit der dringenden Frage: „Was sollen wir tun?“ Zwar hatte sich kein herzlicheres Verhältnis zwischen ihm und den drei hartköpfigen Dorfbuben entwickelt, aber er fühlte doch so etwas wie ein väterliches Verantwortungsgesühl und einen Stolz obendrein, daß gerade er als letzte entscheidende Instanz von den hoffnungsvollen jungen Menschen da anrufen wurde. Langsam und schwer, jedes Wort wägend, sprach er: „Muß und soll es denn gerade Astronomie als Beruf sein? Ich — kann nicht zuraten! Warum wollen Sie nicht irgend einen bürgerlichen Beruf, zu dem Sie Lust verspüren, ergreifen, um alsdann später dies andere als Liebhaberei auszuüben?“ Ernst erwiderte trohig: „Liebhaberei! Herr Professor: als ob ein rechter Mensch das, woran er mit Leib und Seele hängt, nur erlaubnisweise nebenher betreiben könnte!“ Der graue Spitzbärtige trat einen Schritt vor, scharf zeichneten sich unerbittliche Falten auf seiner Stirn: „Dann muß ich Ihnen denn die Wahrheit sagen: Soweit ich unterrichtet bin, halte ich bei den Kleinlichen Verhältnissen Ihrer Eltern für glatt ausgeschlossen, daß diese ein so furchtbar lauges Studium ihrer Söhne ertragen können! Donnerwetter! Sie wollen doch einmal Männer werden und Familien gründen! Wenn Sie vierzig Jahre alt werden wollen, bis Sie eine Frau verhalten können: gut! so gehen Sie und tun nach Ihrem Kopfe! Aber ich — ich habe Ihnen nicht

dazu geraten!" Damit ging er und schloß heftig die Türe zu. Die drei tappten wortlos verbissen heimwärts. Eine Woche später — nach dem Unterricht — winkte der kleine Mann den dreien. Als alles draußen war, schaute er sich vorsichtig um, tat die scharfe Lehrpersonenmaske mit einem Ruck ab und sprach: „Ich weiß wohl, daß ich Ihnen neulich weh getan habe. Es war nötig! Ich weiß auch vom Herrn Direktor, daß Sie sich inzwischen eine Abfuhr bei Ihren Eltern geholt haben. Sie lernten auf Ernst haben es damals bestritten, daß ein rechter Mann sein Leibfach als Nebenberuf treiben könne. Soll ich Ihnen beichten, wie lang mein Herz blutete, weil mein auf's Praktische gerichteter Vater mich nicht Musik studieren ließ? Bei Gott: Noch heute bin ich mehr Musiker als Zahlenmensch! Und drüben über den Bergen — das wollte ich Ihnen sagen — da wohnt in einem stillen Dorfe ein braver Pfarrherr, der all seine freie Zeit den Wundern des Weltalls widmet. Ich bin befreundet mit ihm; ein Fernrohr hat er, seit zehn Jahren alles Griparte hat er da hineingesteckt...“ „Ach — das ist ja der Fernrohrpfarrer!" rief Hans lachend, „von dem hat mir meine Base Anna schon erzählt! Ich habe nämlich" — fügte er für die erkaunte Vorherrschaft hinzu — „im selben Dorfe nahe Verwandte.“ „So gehen Sie doch einmal hin zu ihm", sagte der Professor ermunternd, „er freut sich immer, wenn junge Leute Ihrer Art bei ihm vorsprechen. Sie werden sehen, wie glücklich der gute Mann ist bei dieser Nebenarbeit; Sie werden sich dabei einen Trost holen und vielleicht den Voratz mitbringen, dieses schöne Beispiel nachzuahmen.“

Von nun an war nur noch vom Fernrohr die Rede. Pläne wurden geschmiedet, ob es einem wohl später gelingen werde, 2000—3000 \mathcal{M} zusammenzubringen, um auch wie der edle Pfarrherr drüben auf eigene Faust der Lieblingsneigung nachhängen zu können. Hans hatte bereits an seine Base Anna geschrieben und durch sie anfragen lassen, ob der Herr Pfarrer die drei Freunde für einen Abend empfangen möchte. Biersausend sollte es sogar gekostet haben, teilte er den beiden geheimnisvoll flüsternd mit. Die Base Anna habe es geschrieben. Ernst ballte im Saß die Hand. 4000 — ein hartes Geld für seine kleinbäuerlichen Begriffe! Vielleicht mußte er als einziger Sohn später Vater und Mutter verhalten. 4000 Mark — und dann das Fernrohr! Da würde es mit dem Heiraten wohl ebensovienig etwas werden wie auf die andre Art. Aber der Lebensstraum: das Fernrohr! — er schwoll, er gewann an Deutlichkeit und Aufdringlichkeit; er mußte erfüllt werden! War nicht der Pfarrer mit der Sternwarte auf dem Königstuhl in Verbindung? Hatte nicht der Professor gesagt — und in den Büchern stand das gleiche — daß schon mancher Patre durch gewissenhafte Beobachtungen der Wissenschaft wertvolle Dienste geleistet habe? ...

Ernst lehnte spät nachts an seinem Kammerfenster. Es war eine laue, zartblasse Johannisdämmerstimmung; schwacher Wind fachte die breiten Blätter der Dorflinde in faumelnde Bewegung. Drüben im Süden, dicht überm Berg, stand der königliche Jupiter in erhabener Ruhe, die Fülle seines rotgelben Lichtes verschwenderisch ausstrahlend. Matt zitterten aus der stummen Milchstraße, die dort in zwei Klümpchen zum Horizont zog, die kleinen Sterne des Schüben. Jupiter, der würdevolle Alte! Seit zwei Jahren beobachtete ihn Ernst allsommerlich, aber wie kurz war die Strecke, die der kraftvoll leuchtende Planet seither zurückgelegt hatte! O Menschenleben: wie winzig bist du vor dem ewigen Wandel der heiligen Gestirne! — Und wie oft hatte Ernst halbe und ganze Nächte geopfert, um — an die hartkantige Fensterbrüstung hingekauert — sich ganz dem Rauber weltumspannender, lichtfahrweiter Phantasien hinzugeben! „Jupiter, du stiller, riesiger Bruder unsrer lieben Erde: wie erst werde ich dich morgen sehen, wenn die färglichen Kräfte des bloßen Menschenauges — um ein Vielfaches gesteigert — dein prächtiges Bild, deine gewaltige, von Flecken und matten Streifen überzogene Kugel im Fernrohr bewundern? Gutenacht, du roter Lichtpunkt dort überm schwarzen Tann!" Und der Jüngling reckte seine Arme zum Himmel, dann leckte er sich zu Bette pochenden Herzens, nicht anders als der Liebende, der morgen zur Braut zu eilen gedenkt.

Am Samstag mittag ließen sich die drei Freunde kaum Zeit zum Essen. Gleich darnach wanderten sie den Bergen zu und stiegen in der brennenden Hitze zwischen schwach schattenden Klümpen zum heißen Kamme empor. Um 4 Uhr erreichten sie den Grat und ließen ihre Rauchjeruse ins Nachbartal rollen. Rasch ging bergab, und gegen Abend erreichten sie in übermüdigem Wettlauf den Eingang des Dorfes. Allen wurde es jetzt feierlich und fast bekommen zumute; Hans erklärte zaghaft, er müsse vorausgehen. Schweigend folgten die andern dem Davoneilenden. Das Dorf zog sich ermüdend in die Länge; endlich — vor einem armeligen Häuschen — winkte ihnen ein Mensch: ei! das war ja Hans! Und neben ihm — das Mädchen, das mußte wohl die Base Anna sein! Schüchtern und lunkisch gab ihr Ernst die Hand, während das schöne Kind sich entschuldigte, daß der Vater noch nicht da sei, sondern noch auf dem Felde zu tun habe. „Und die Mutter?" fragte Ernst, um nicht ganz stumm dazustehn. Das schwarzhäutige Mädchen senkte die brennen, schwermühtigen Augen,

indessen Hans flüsterte: „Sie ist tot ... schon lange. Anna führt dem Vater ganz allein den Haushalt.“ Die Buben standen ungeschickt in der sauberen Bauernstube herum, bis Anna aus der Küche kam mit Speck, Schwarzbrot und klarfühltem Most. Sie setzten sich, aßen und tranken und waren bald in frohem Schwaben begriffen. Ernst merkte es gar nicht, wie er allmählich unterm Tische seinen Fuß dicht an den der schönen Anna schob. Der Most konnte doch nicht so stark sein? Was war das nur für ein Blutstrom, der ihm so gewaltig durch Hirn und Herz rauschte? Er zuckte zusammen, denn von der Stelle, wo er Annas Fuß berührte, kam es dahergestossen wie weißglühendes Feuer. Da ging die Tür auf; der Vater trat ein! Die Burschen sprangen auf, und lachend begrüßte sie der freundliche Mann. Er fragte auch, wann die Herren Studenten vom Sterngucken wohl zurückkämen. „Ein billiges Lager im Heu werden wir noch bekommen", meinte Hans. ... Alles lachte hell auf; Ernst stieg der viele Apfalwein immer stärker in den Kopf. Dann ging man in Begleitung Annas zum Pfarrhaus. Der freundliche Pfarrherr wußte bereits um die Ankunft der Gäste. Auf der breiten, gegen den Obstgarten zu liegenden Terrasse erwartete er sie. Die Jünglinge, Anna voranschleibend, gelangten durch eine Glasüre zur Veranda: Da stand auf wuchtigem Gestell das gut drei Meter lange Himmelsgeschloß, versehen mit einer Anzahl magisch blinkender Messingrädchen. Steil drohte seine Linsenüberwölbte Mündung in die Nacht. Der edle Sternwelkenfreund hat die jungen Leute, sich zu gebulden, bis er den Jupiter eingestellt habe. Dann winkte er Ernst ans Okular. ... Kein Donner hätte den Jüngling so zerschmetterten können wie diese riesengroße Enttäuschung: Weit draußen schwebte ein blaßes, schmutzigschimmliches, kaum pfenniggroßes Scheibchen, daneben links zwei, rechts noch zwei Punkte: die Monde. Beinahe hätte Ernst hinausgeschrien. Wie ein blutiger Aß ging es mitten durch seinen Lebensstraum — dann war es aus. Die Freunde fragten erblit: „Was siehst du? ist es schön?" „Ach — ja", erwiderte er trocken. ... schon wurde er weggedrängt. Als er beiseitetrat und in den Abend starrte, war er ein Mann geworden. Er wußte um das Geheimnis alles Lebens: Verzicht! An das Geländer gekrampt, tat er ein Gebet, das lautete: „O ihr uralte heiligen Gestirne! So will ich euch lieber wieder von Angesicht zu Angesicht bewundern, stumm eurer Macht ergeben wie der nackte Mensch vor Jahrmillionen. Du schimmliches Scheibchen: Sei wieder der edle Königstern Jupiter und leuchte mir in unentweihem Glanze wie vormals! Amen!" ...

Ernst hatte alle Mühe, die grausame Pein seiner Enttäuschung vor den Augen der andern zu verbergen. Der gelehrte Dorfpfarrer hatte inzwischen sein imponierendes Instrument, das er immer mit liebevollen Blicken streichelte, auf den Saturn gerichtet. Diesmal war das Bild noch jämmerlicher: schwach ausgezogen zum Ellipsenringe, hing das dürftige graublauerne Scheibchen in der schreckhaften Leere des toten Raums. „Und das war das Ziel, wonach ich streben wollte, dieser elende Anblick mit einem unzureichenden Mittel, das doch kaum zu erschwingen wäre?" ... so sprach Ernst heimlich bei sich. Die Gesellen dankten dem guten Pfarrherrn und nahmen Abschied. Künftig war Mitternacht vorbei, als man zum gastlichen Häuschen zurückkehrte. Die Buben gedachten rasch ins Heu zu kriechen, aber sie mochten wollen oder nicht: Der Vater hatte bestimmt, daß sie in der Gaststube übernachteten sollten in den alten, grohmächtigen Ehebetten vom Grokwater. Vorher reichie Anna den dreien kühle, rahmige Milch als Schlaftrunk. Ernst ging ihr Blick durch die Seele, als sie ihm das Glas reichie. Die Scherzworte wollten sich nimmer finden lassen: eine abschieddunkle Schwermut lagerte sich über ihn — und er spürte: auch über das Mädchen. ... Lang lag er noch wach in dem ungewohnten, riesigen Bette, und fühlte klar und groß, daß dieser Abend ihm nicht nur einen Lieblingsstraum zerfetzt, sondern auch eine unentweihbare, zwischen Selbsteit und Trauer zitternde neue Empfindung geschenkt hatte.

Früh am goldstrahlenden Sonntagmorgen, als die Burschen heimwandelten, verhandelten sie noch einmal in hellem Eifer ihre Pläne. Hans war so begeistert, daß er sich hoch und feierlich schwur, er wolle trotz aller Hindernisse Astronom werden. Rudolph hatte das Los des Pfarrers zu seinem Ideal gemacht. Ernst schwieg; das Warum ergab sich als zwingende Notwendigkeit: er war der einzige philosophische Kopf unter den dreien!

Drei Wochen später brach der Krieg aus und machte den hochfliegenden Plänen ein plötzliches Ende. Der Träumer Hans fiel in Frankreich; nach dem Kriege mußten die zwei Ueberlebenden schauen, daß sie so rasch als möglich ihr Brot verdienten. Aus Rudolphs Fernrohr ist nie etwas geworden. Die Sterne hat er bei Weib und Kind und hinterm Bierisch so ziemlich vergeffen.

Ernst aber lehnt manchmal in der Sommernacht zum Fenster hinaus und starrt in alter Verzückung auf jenen rotgelben Glutfleck überm schwarzen Tann. Es ist der Jupiter; er steht wieder im Schüben. Einen Umlauf hat Ernst ihn tun sehen. Neben ihm lehnt seine Frau, dunkel, felsam und weich wie die Sternnacht; es ist Anna. Sie umschlingen sich im Anblick des Lieblingsgestirns, und ein erhabener Schauer vor der Ewigkeit und Schönheit der Schöpfung rieselt durch ihre Seelen.